Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner

(8. Fortsetzung.)

Sehr tröstlich war diese Auskunft für Hofer gerade nicht. Die Polizei mußte sich offenbar immer wieder davon überzeugen, daß seine Hände völlig rein waren, und daß er immer nur der leidende Teil blieb.

Und wie bei seinem letzten Besuch in diesem Zimmer, legte ihm Herr von Reinbach ungefaßte Diamanten vor, die er daraufhin prüfen sollte, ob sie vielleicht vom Diebstahl herrühren.

Er betrachtete sie sehr genau, prüfte sie fachmännisch und erklärte sich schließlich außerstande, ein Urteil abzugeben. So wie diese Diamanten aussahen, sahen Tausende von geschliffenen Steinen aus. Sollten sie aber irgendwie vom Diebstahl herrühren, so sei mit den größeren Steinen eine Veränderung vorgenommen worden, die es völlig unmöglich macht, sie als zum Diebstahl gehörig zu bezeichnen.

„Ganz wie bei den Steinen von Mittelstadt," bemerkte der Kommissar.

„Ich habe niemals behauptet und werde es auch nie behaupten, daß diese Steine aus dem Frankfurter Schmuck stammen," sagte Hofer. „Möglich wäre es ja, wahrscheinlich aber ist es nicht."

„Und diese — aus der Berliner Pfandleihe?" fragte der Kommissar auf die Diamanten zeigend.

„Wie gesagt," antwortete Hofer achselzuckend, „ich weiß es nicht, ich kann weder ja noch nein sagen."

In diesem Moment klingelte im Zimmer des Kommissars das Telephon, lang und schrill, als wäre der Anruf im Zorn erfolgt.

Herr von Reinbach meldete sich, hielt den Hörer ans Ohr, machte ein eigentümliches Gesicht, hängte den Hörer an und sagte:

„Bitte, warten Sie noch einige Minuten hier. Ich komme sofort zurück."

Er ergriff das Käschen mit den Diamanten, schloß es in die Lade seines Stehpultes und verließ rasch das Zimmer.

Erst nach einer geraumen Weile kam er zurück. Sein Gesicht trug alle Merkmale des Verdrusses und der Enttäuschung.

„Also, die Sache Mittelstadt ist aufgeklärt," sagte er. „Eine vornehme Dame — sie war eben selbst bei der Polizei .... Der arme Kerl kann nichts dafür .... Aber warum protzt er im Cafe Nordstern mit solchen Dingen? Auf der einen Seite indiskret und unvorsichtig wie ein kleines Kind, auf der andern verschwiegen, wie ein stolzer Hidalgo. Ach, diese vornehmen Damen mit ihren Lieblingen! .... Gibt so einem unerfahrenen Jungen ein Riesenvermögen blin in die Hand, statt sich an einen ehrlichen Juwelier zu wenden, der ihr besser und schneller geholfen hätte .... Dafür mußte der schöne Mittelstadt wochenlang in Untersuchungshaft sitzen .. Na, dieser Fall scheidet also aus .... erledigt .... Wir müssen die Spuren anderwärts suchen .... bei Ihrem Doppelgänger, Herr Hofer .... Und ich glaube, wir werden ihn finden .... wir werden ihn finden! .... Wenn er nur munter so weiter arbeitet."

Hofer empfahl sich und ließ den Kommissar in recht schlechter Laune zurück.

Aber auch er war nicht gerade in bester Stimmung. Der Gedanke an den Doppelgänger beunruhigte und quälte ihn, obgleich er sich sagte, daß die Polizei nun endlich besser Bescheid wissen und keine Zweifel mehr in ihn setzen werde. Er fühlte sich aber trotzdem nicht vor mancherlei Unannehmlichkeiten sicher, und die beständigen Vorladungen ins Polizeipräsidium schwebten wie ein Damoklesschwert über ihm und seiner Ruhe.

Als er wieder auf der Straße war, war ihm die rechte Stimmung, seine Besuchstour bei den Kunden zu machen, verdorben. Er fühlte sich nervös erregt, er konnte im Moment nicht die Geduld und die Festigkeit aufbringen, die er für sein Geschäft bei den Leuten brauchte, die ihm oft mit allerlei Kleinigkeiten einen Abschluß erschwerten.

So schlug er den Weg zu seiner Wohnung ein, wo er Verschiedenes erledigen wollte, bis er neue Sammlung zu neuen Geschäftsgängen gefunden haben würde.

Aber gerade heute war es ihm nicht beschieden, eine Ruhepause zu genießen .... Als er sein Zimmer betrat, fand er eine Rohrpostkarte vor, deren Inhalt ihm eine Ueberraschung bereitete: Herr Strecker, den er beinahe völlig vergessen hatte, bat ihn, sofort nach Erhalt dieser Karte in sein Bureau zu kommen, da der Geschäftsbetrieb, über den sie vor so und so vielen Wochen miteinander gesprochen hatten, nunmehr ins Leben treten und Hofer heute seine Funktion beginnen sollte.

Er mußte sich doch erst einen Moment besinnen, was Strecker von ihm verlangte. Völlig von dem Geschäft, das er jetzt betrieb, in Anspruch genommen, war ihm das Gespräch mit Strecker dermaßen zur Vergangenheit geworden, daß er in seiner Erinnerung in der letzten Zeit gar nicht mehr darauf zurückgekommen war.

Nun aber wußte er wieder: Es handelte sich darum, Edelsteine abzuschätzen und Wege für deren Verkauf anzugeben.

In der Gemütsverfassung, in der er sich befand, war diese neue Sache für ihn eine angenehme Abwechslung. Er hielt sich darum nicht lange in seiner Wohnung auf, sondern machte sich bald auf den Weg in die Charlottenstraße zum Bureau des Herrn Strecker.

Dieser hatte ihn offenbar mit Ungeduld erwartet. Er kam Hofer fast bis zur Tür entgegen, mit einer gewissen Nervosität bat er ihn, Platz zu nehmen und ging ohne Umschweife auf die Sache los.

„Sie wissen doch noch, was wir besprochen hatten, Herr Hofer? Ja?" begann er. „Also, hier habe ich ein Objekt. Bitte, prüfen Sie es, und geben Sie Ihr Gutachten ab."

Er nahm von seinem Schreibtisch eine Schachtel, öffnete sie und holte aus einer Samtumhüllung einen glitzernden Kristall heraus.

Hofer nahm den Stein, ging damit zum Fenster und prüfte ihn mit angespanntester Aufmerksamkeit. Er schien gar nicht fertig werden zu können. Er betrachtete den Diamanten wieder und wieder, untersuchte ihn, ließ seine Flächen funkeln, prüfte seine Härte und Echtheit, untersuchte aufs genaueste seine Reinheit und schüttelte immer wieder verwundert den Kopf.

Nun wurde Strecker ungeduldig.

„Sie schweigen sich ja so gründlich aus, Herr Hofer", bemerkte er. „Fällt Ihnen etwas Besonderes an dem Stein auf?"

„Ja, allerdings," sagte Hofer. „Es ist das Kurioseste, was ich bisher gesehen habe."

„Vor allem, Herr Hofer," fragte Strecker nervös, „der Diamant ist doch echt, hat doch seinen Wert?"

Hofer schwieg einen Moment. Dann sagte er:

„Er ist durchaus echt und repräsentiert sogar einen sehr großen Wert — nach vielen Tausenden. Wir müssen ihn aber erst abwiegen und sehen, wieviel Karat er hat. Dann muß freilich davon etwas abgezogen werden ... Der Stein sieht höchst sonderbar, ganz eigentümlich aus."

„Wieso denn?" fragte Strecker.

„Nun, es ist dieselbe Sache, wie bei dem Steinchen, das Sie mir beim ersten Besuch gezeigt haben, aber noch kurioser," sagte Hofer. „Sehen Sie," fuhr er fort, indem er Strecker die Stellen zeigte, „da .... und da .... scheint manches wie gewaltsam abgesplittert und auch wie umgeschliffen. Man möchte sagen, es war ein vorzüglich geschliffener Stein, an dem wieder herumgeschliffen wurde und von dem mit roher Hand kleine Stückchen abgesplittert wurden."

„Das ist nun wohl nicht geschehen," sagte Strecker mit einem ruhigen Lächeln, „der Stein sieht gerade so aus, wie er geschaffen worden ist."

Hofer wandte sich rasch um und blickte Strecker erstaunt an.

„Ich glaube, Herr Strecker," meinte er mit aller Höflichkeit, „Sie haben einen Diamanten, wie er von der Natur kommt, wie er ursprünglich am Fundort aussieht; noch nicht gesehen."

„O doch", sagte Strecker lachend, „aber hier liegt der Fall ganz anders."

Hofer legte den Diamanten wieder in das Samtfutteral, dann das Ganze in die Schachtel, und setzte den Deckel auf. In der Art seiner Bewegung lag Mißmut, Mißtrauen und Unlust. Er tat es wie ein Mensch, der im Begriff ist, im nächsten Moment zu erklären, daß er nicht gern mehr mittun wolle.

Strecker erriet leicht, was in Hofer vorging.

„Nun, ich sehe schon, ich muß Ihnen sagen, wie die Sache zusammenhängt," bemerkte er. „Aber ich muß Sie um unbedingte und allerstrengste Diskretion bitten. Der Diamant hier ist nicht in irgendeiner Diamantengrube gefunden worden — er ist künstlich hergestellt."

„Das ist unmöglich!" rief Hofer in festem Tone.

„Doch, es ist möglich, es ist Wahrheit!" entgegnete ebenso fest Strecker.

Und es blieb ihm nichts weiter übrig, als Hofer eingehend von der von ihm begründeten Gesellschaft und dem Laboratorium Dörings zu berichten und ihm zu erzählen, daß er, Strecker selbst, mit seinen drei Gesellschaftern dem ersten Experiment beigewohnt habe.

Mit Verwunderung und Zweifel hörte Hofer zu.

Dann sagte er:

„Als Fachmann bin ich selbstverständlich in bezug auf die Versuche, künstliche Diamanten zu erzeugen, auf dem laufenden. Ich weiß von allen Experimenten, die nun schon seit Jahren von verschiedenen Physikern und Chemikern an verschiedenen Orten unternommen worden sind. Was ernsthaftes Resultat war, bestand aus ganz kleinen Splitterchen, die gerade noch mit dem Mikroskop, bestenfalls mit der Lupe gesehen werden konnten. Alles andere aber war — ganz wie bei Lemoine — absoluter Schwindel."

„Hätten Sie es nicht vor mehreren Jahren für Schwindel gehalten, wenn man Ihnen gesagt hätte, daß man völlig echte, wirklich echte Rubine so leicht und so schnell erzeugt, etwa, wie man Kaffee kocht?" fragte Strecker.

„Künstliche Rubine werden schon seit langem erzeugt," wandte Hofer ein.

„Aber nicht in dieser Qualität," bemerkte Strecker. „Und daß es sogar vor den Augen zahlloser Zuschauer im Varietetheater geschehen könnte — davon hat man auch nicht geträumt. Man muß sich doch nicht gegen jede Neuheit mit Gewalt sträuben. Einmal war doch ein erster Mann da, der zum ersten Mal künstliche Diamanten machte — auch wenn sie unsichtbar klein waren. Hier ist jetzt ein erster Mann da — ein Mensch, den alle seine Fachgenossen als Genie bezeichnen — der zum ersten Male Diamanten in beliebiger Größe machen kann. Der Schwindler Lemoine wollte nur bares Geld haben; unser Mann, Döring, hat weder einen Pfennig Geld von uns erhalten, noch hat er den Wunsch, von uns etwas zu nehmen. Dagegen aber will er ein Geschäft machen und seine Erfindung vorläufig nicht an die große Glocke hängen. Es liegt nicht der geringste Grund vor, hier irgendwelchen Schwindel zu vermuten."

Hofer hörte aufmerksam zu, schwieg und überlegte. Was Strecker da gesagt hatte, war durchaus logisch und einleuchtend. Daß der Tag kommen müsse, an dem in der Tat künstliche Diamanten in beliebiger Größe erzeugt werden würden, ist ja für die Wissenschaft ziemlich sicher. Auch die Juweliere haben sich daran gewöhnt, an diese Möglichkeit zu glauben. Und ebenso gut, wie dieser Tag nach fünfzig, nach hundert, nach zweihundert Jahren kommen kann — wo läge die Unmöglichkeit, daß er schon jetzt gekommen war?

Er nahm den Diamanten wieder aus der Schachtel und betrachtete ihn mit prüfenden Augen.

„Auch wenn ich glauben will, daß Herr Döring alles kann," sagte er, „stehe ich vor einem Rätsel. Es ist mir unbegreiflich, daß ein — sagen wir — künstlicher Diamant, fachmännisch geschliffen aus der Retorte kommt."

„Das ist die natürliche Kristallisation des Steines," bemerkte Strekker.

„Hm, diese natürliche Kristallisation sieht einem künstlichen Schliff eines Amsterdamer Schleifers verteufelt ähnlich," bemerkte Hofer.

„Aber das ist nun einmal so," sagte Strecker ungeduldig. „Bei dem sehr komplizierten, langwierigen Prozeß, der sich da abspielt, scheint irgend etwas mit dem Stein vorzugehen, der ihm diesen Schliff gibt. Es ist nun nicht anders; Sie müssen es schon glauben. — Im übrigen — ich will Sie mit unserm Herrn Döring bekannt machen — Sie sollen mit ihm sprechen und mit Ihren eigenen Augen sehen."

„Einverstanden!" sagte Hofer.

Nun aber verlangte Strecker, daß der Stein abgeschätzt wurde. Hofer hatte seine Wage mit. Er wog den Diamanten, untersuchte ihn nochmals, brachte die abgesplitterte Stelle und die Kosten des Anschleifens in Rechnung und kam zu dem Resultat, daß der Stein nahezu dreißigtausend Mark wert sei. Als Verkaufsstelle bezeichnete er eine Firma in London, riet aber, den Stein vorher einer Schleifanstalt zu übergeben.

Strecker lächelte. Er war sehr zufrieden.

Siebzehntes Kapitel.

Im Kellergeschoß des Laboratoriums, in dem Karl Döring seine geheimnisvollen Arbeiten verrichtete, drehte sich der Anker der Dynamomaschine mit rasender Geschwindigkeit.

Döring brauchte wieder neue elektrische Kraft, er brauchte sie schon seit Tagen in ungeheuren Mengen.

Wer nur den leichtsinnigen, lustigen, lebensdurstigen Karl Döring gekannt hätte, den tollen Spieler und Verschwender, den liebenswürdigen Gesellschafter und Eroberer, würde ihn hier kaum erkannt haben. Hier, in seiner Werkstatt, war er der Arbeiter, wie ihn die Fachgenossen kannten: Ein Mensch mit starkem Willen, mit Zähigkeit und Ausdauer, ein Experimentator mit genialen Einfällen und ungeheurem Fleiß. Wenn er einmal eine Arbeit begann, die ihn interessierte, versank die ganze Welt um ihn. Er vergaß seine Bekannten, er vergaß seine Leidenschaft und Neigungen, er vergaß sogar das Essen. Nichts gab es für ihn, was ihn von seiner Arbeit hätte ablenken können. Er blieb bei ihr Tag und Nacht; er gönnte sich kaum wenige Stunden des Schlafes; er nahm sich kaum Zeit, etwas von den Nahrungsvorräten, die er in der Nähe hatte, zu sich zu nehmen; er wich nicht von der Stelle, bis er fertig war.

Freilich, war er dann mit einer Arbeit zu Ende, so begann sein unruhiges Leben von neuem, und es konnte vorkommen, daß er tagelang unauffindbar war, ohne daß irgend jemand wußte, wo er sich aufhielt, wo man ihn suchen könnte. Diese merkwürdige Art der Lebensweise bildete gewissermaßen einen Schleier, der mit einem undurchdringlichen Geheimnis seine Existenz rätselhaft machte.

Seine Bekannten interessierten sich nur wenig für seine Gewohnheiten. Sie wußten, daß er oft auf Tage und Wochen verschwand, um dann eines Tages wieder aufzutauchen, mit einer Miene, als hätte er sich erst gestern von ihnen verabschiedet.

Desto verdrießlicher aber war Frau Wanda Marhold, wenn ihr Karl plötzlich auf kürzere oder längere Zeit verschwand, ohne daß sie während dieser Periode nur die geringste Nachricht von ihm erhielt.

„Daran mußt du dich gewöhnen, liebes Herz," sagte er in seiner liebenswürdigen Weise. „Wenn ich mich erhalten und mir was für die Zukunft schaffen soll, muß ich arbeiten."

„Du kannst mir doch wenigstens sagen, wo du bist," jammerte sie, „du könntest doch auf eine Minute zu mir kommen; und nur „Guten Morgen!" sagen oder „Adieu"!"

„Wenn ich arbeite, habe ich für nichts Zeit, auch nicht für mich," antwortete er. „Warte, bis ich etwas geschaffen habe, mein eigenes Laboratorium besitze .... Dann wirst du mich jederzeit finden können."

Damit mußte sich Frau Wanda begnügen und trösten, und alle ihre Bemühungen, die Gewohnheiten Dörings zu durchbrechen, blieben vergebens.

Seitdem er aber in dem Laboratorium arbeitete, das ihm von seiner Gesellschaft errichtet worden war, schien er in der Tat jederzeit auffindbar zu sein. Entweder er führte das Leben des leichtsinnigen, jungen Mannes, den man in der Nacht im Spielklub, am Vormittag noch schlafend in der Wohnung, am Nachmittag und Abend in der Gesellschaft der Verlobten treffen konnte, oder er arbeitete und war stets bei der Arbeit zu finden, wobei er freilich Besucher nur sehr widerwillig empfing und niemals zum Plaudern aufgelegt war. Hier hatte er keine Zeit dazu, hier war er ausschließlich nur Arbeiter, der sich mit den knappsten Worten begnügte und sich nicht darum kümmerte, ob man sein Benehmen liebenswürdig fand oder nicht.

Es war nun an einem solchen arbeitsreichen Nachmittag, als an die Tür geklopft wurde und Adolf Grunau, ohne ein einladendes „Herein!" vernommen zu haben, eintrat.

„Da man Sie nirgends zu sehen bekommt," rechtfertigte sich Grunau, „muß ich Sie hier stören."

„Gott, man will doch mal mit Ihnen ein paar Worte sprechen. Seien Sie doch nicht gleich wie ein Bär, wenn man den Versuch macht, Sie zu sehen."

Döring beschäftigte sich mit der Untersuchung eines Stoffes, den er im elektrischen Ofen geschmolzen hatte, und schien die Anwesenheit Grunaus völlig vergessen zu haben.

„Fleißig bei der Arbeit," bemerkte Grunau, in dem Wunsche, ein Gespräch zu beginnen. „Haben Sie schon wieder neue Reichtümer in Ihrem Ofen?"

„Nein," antwortete Döring.

„Ihre Dynamomaschine rast ja unten," bemerkte Grunau, „Sie schmelzen also wieder?"

„Ja, aber nicht das, was Sie glauben, lieber Adolf," sagte Döring. „Bis ich wieder etwas für Ihr Vermögen tue, müssen Sie schon warten. Ich mache jetzt etwas anderes."

„Ah, etwas Neues! Für uns?"

„Nein, für mich."

Grunau schwieg. Die Antwort war ihm unangenehm. Schließlich aber raffte er sich auf.

„Ich dachte, Sie wollten im Laboratorium nur Diamanten erzeugen?"

„Ich kann doch nicht die Welt mit Diamanten überschwemmen," sagte Döring in rauhem Tone. „Hauptsache ist, daß die Gesellschaft auf ihre Kosten kommt und Gewinn hat. Dafür werde ich schon sorgen. Was ich sonst hier mache, geht niemand etwas an, niemand, verstehen Sie, lieber Adolf? Das können Sie auch Ihren Herren sagen. Sie sollen nicht glauben, ich sei ihr Angestellter. Und wenn Sie denken, daß es Ihr Laboratorium ist, überlasse ich es ihnen gern; sie können sich dann einen andern suchen."

„Na, na, na, nur nicht gleich so zornig," sagte Grunau bestürzt. „Man darf doch wohl eine kleine Frage an Sie richten? Sie mögen ja sonst machen, was Sie wollen."

„Das meine ich auch!" bemerkte Döring. „Und so wenig ich darüber glücklich bin, wenn ich während der Arbeit Besuche erhalte, ist es mir doch angenehm, daß Sie gekommen sind, weil ich Ihnen das sagen konnte, was ich sagte. Sie tun mir einen Gefallen, lieber Adolf, wenn Sie dafür sorgen, daß mir die Herren nicht hineinreden, wenn sie erfahren, daß ich auch etwas anderes tue. Die Diamanten werde ich liefern — der Gewinn wird da sein. Im übrigen will ich keine Konflikte und keine Auseinandersetzungen haben."

„Mir ist es recht," sagte Grunau. „Ich wollte Sie nur mal sehen, weil die Leute immer fragen und sich einbilden, sie müßten jeden Tag Werte von zwanzigtausend Mark erhalten. Ich will es ihnen also sagen, und ich glaube, daß Sie in Ruhe machen können, was Sie wollen."

Grunau schwieg nun, und auch Döring hielt es nicht für nötig, etwas zu sprechen. Er widmete sich wieder seiner Arbeit, als wenn niemand außer ihm im Zimmer wäre.

Da sagte plötzlich Grunau:

„Seit drei Tagen hat Wanda nichts von Ihnen gehört. Sie hat mir heute ein großes Klagelied vorgesungen."

„Ich bin in der Arbeit und habe keinen Augenblick Zeit", antwortete Döring etwas nervös. „Wanda weiß doch Bescheid."

„Ja, machen Sie einer liebenden Frau klar, was Arbeit ist, wie Sie sie betreiben, lieber Döring," bemerkte Grunau etwas spöttisch. „Das begreift sie nicht, daß Sie innerhalb dreier Tage keine Zeit für sie haben. Und offen gesagt, ich auch nicht."

„Das kann ich nicht helfen," brummte Döring.

„Na, wundern Sie sich nur nicht, wenn meine Kusine Ihnen hier einen Besuch macht," sagte er, indem er den Blick zu einem Fenster wandte, das freilich Milchscheiben hatte und nicht durchsichtig war.

Und als wenn dieser Blick magnetische Kräfte entfaltet hätte, klopfte es im nächsten Moment ungeduldig an die Tür, die auch sofort hastig geöffnet wurde, worauf Frau Wanda Marhold erst zögernd eintrat, um dann sofort in raschen Schritt überzugehen.

„Na, adieu, lieber Döring," sagte Grunau schnell. „Ich will jetzt nicht stören."

Er verließ das Laboratorium und sah noch, wie Frau Wanda jetzt vor Döring stand und ihn still und zornig anblickte.

Sie hatte es nicht über sich bringen können, ihm „Guten Tag!" zu sagen. Sie sah ihn nur fragend an.

Döring setzte noch einige Sekunden ruhig seine Beschäftigung fort. Dann stand er auf, streckte ihr die Hand entgegen und sagte mit liebenswürdigster Miene:

„Grüß dich Gott, Wandachen; wie geht es dir?"

„Gar nicht," antwortete sie zornig, „das heißt: sehr schlecht, wenn man einen solchen Mann zum Verlobten hat."

„Aber was ist denn? Was hast du denn?" fragte er harmlos.

„Ja — aber was ist, denn?" ahmte sie ihm nach, „es ist wirklich unerhört!" Und jetzt rannen ihr die Tränen aus den Augen.

„Du weißt, Wanda, wenn ich arbeite, habe ich keine Zeit," sagte er ernst. „Das habe ich dir oft wiederholt. Und du müßtest schon daran gewöhnt sein."

„Nein, an so etwas Verrücktes kann sich kein Mensch gewöhnen", rief sie. „Es gibt viele Leute, die sehr fleißig arbeiten. Aber wie du, treibt es keiner."

„Ich kann dir nicht helfen, Liebste," bemerkte er ruhig. „Es ist nun einmal meine Natur. Ich kann von meiner Arbeit nicht fort, wenn sie schwierig ist und ich etwas fertigbringen soll. Warte, wenn wir heiraten, und wir haben das Laboratorium bei der Wohnung, so wird das anders sein."

„Ja — wenn wir heiraten!" rief sie aus. „Dazu wird es ja niemals kommen. Wenn man eine Frau wirklich lieb hat, ist man anders."

„Ich kann aber nicht," sagte er gequält.

„Nein, du kannst nicht," entgegnete sie. „Das glaube ich dir, jetzt, wo ich dich mitten in deiner Arbeit sehe. Du bist ein leichtsinniger Mensch, aber wenn du was tust, so tust du es gründlich. Ja, aber wenn du nicht arbeitest . . . wo bist du mitunter tagelang, fast eine ganze Woche lang? Nirgends zu finden, nichts von dir zu hören! Lauter Geheimnisse . . . daß ich glauben muß, du seiest in Gesellschaft irgendeiner Frau . . . sonst tätest du ja nicht so geheim . . . rein wie aus der Welt verschwunden . . . Wo warst du, bevor du vor drei Tagen hier zu arbeiten anfingst? . . . Da kamst du, nachdem du fast eine Woche weiß Gott wo gewesen bist, und kaum waren wir ein paar Stunden beisammen gewesen, dann begannst du mit der Arbeit —"

„Aber liebste Wanda," unterbrach er sie.

„Nein, nein, laß mich!" rief sie in klagendem Ton. „Du sprichst von Heirat. Mein lieber Karl, wenn es dir ernst wäre, wären wir schon verheiratet. Du hast jetzt gute Einnahmen . . . du brauchst für deine Person sehr viel, du verbrauchst überhaupt viel Geld . . . Mehr, als wir für uns beide brauchen . . . Und auch, wenn du nicht so viel hättest . . . auf längere Zeit bis du mehr einnehmen kannst, reicht ja das meinige . . . Ich habe gar kein Hindernis. Aber du willst nicht. Nur du. Du täuschst mich nur . . ."

Döring war plötzlich ganz bleich geworden. Die Ruhe schien ihn völlig verlassen zu haben. Er stand vor ihr starr, seine dunklen Augen groß und voll auf ihre Person gerichtet, einen Moment wie geistesabwesend, und dann, als müßte er erst Worte suchen.

Und plötzlich umfaßte er sie mit heißer Leidenschaftlichkeit, zog sie zu sich empor, hielt sie an sich gepreßt und küßte ihre Augen, ihre Wangen, ihren Mund mit toller Inbrunst. Erst hatte sie sich in zornigem Trotz von ihm losmachen wollen. Nun aber war sie wehrlos geworden in einen Armen; aber aus ihren Augen flossen unaufhaltsam Tränen .... des Glückes und auch des Schmerzes, der in ihrem Herzen schon seit Wochen bohrte.

„Du dummes Kind du," murmelte er, „wie kannst du nur glauben, daß ich dich nicht liebe? Was gehen mich andere Frauen an?" Und nach einer Weile sagte er voller Innigkeit: „Du bist ja mein einziger Gedanke, du .... Ich denke doch nur an dich, wenn ich einen Augenblick von der Arbeit aufatme. An dich und an unsere Zukunft. Warte doch noch ein wenig, noch mehrere Wochen .... vielleicht ein paar Monate ... Ich werde dann erreicht haben, was ich will, und werde keine Geheimnisse mehr haben .... Warte noch, Wanda .... früher kann ich nicht .... unmöglich! .... Geduld, etwas Geduld ...."

„Oh, ich hatte schon so viel, so viel Geduld ...." sagte sie leise.

„Nun also noch die kurze Zeit," redete er ihr zu. „Du mußt mich ruhig arbeiten lassen. Ich habe viel vor .... eben für unsere Zukunft .... Und frage nicht ..... beunruhige dich nicht .... es wird ganz anders werden ..."

Sie saß mit gesenktem Kopf vor ihm, und hörte ihm zu. In seinen Worten lag so viel Wärme, so viel Liebe, daß sie nicht zu widerstehen, nicht zu widersprechen vermochte. Sie mußte sich eben in das Unvermeidliche fügen, und sie fügte sich, erschüttert und momentan beruhigt zugleich.

Als sie die Räume verließ, sank er auf einen Stuhl, wie in tiefer, seelischer Erschöpfung.

Finster und mit beinahe verzerrten Zügen starrte er vor sich hin, dann griff er sich an den Kopf, wie ein Verzweifelter, der keinen Ausweg weiß.

Plötzlich aber erhob er sichäh und stark. Er ging wieder an seine Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Naturwunder

Ein alter Theaterregisseur hatte die Regie eines Stückes zu führen, in dem ein Schneesturm darzustellen war. Er sandte daher zu diesem Zwecke einige Leute mit Tüten voll weißer Papierstückchen auf den Schnürboden hinauf. Die Arbeiter schüttelten im geeigneten Moment den Inhalt der Tüten als Schnee auf die Bühne. Plötzlich jedoch endete das Schneegestöber vorzeitig.

„Wo bleibt denn euer Schnee?" schnaubte der wütende Regisseur.

„Wir haben kein weißes Papier mehr!" flüsterte es sehr vernehmlich zurück.

„Na, dann schneit doch braun, ihr Schafsköpfe!" war die Antwort des Gewaltigen.

Aspirin

Hüte Dich vor Nachahmungen

BAYER

Demand

Sie nicht das echte Bayer-Produkt, das von Aerzten seit 23 Jahren verschrieben und für Millionen als sicher sich erwiesen gegen

Kopfschmerz	Erkältungen
Zahnschmerz	Rheumatismus
Neuritis	Lumbago
Neuralgia	Schmerz, Schmerz

Man nehme nur „Bayer Tabplets of Aspirin". Jedes Paket enthält Gebrauchsanweisungen. Schachteln mit 12 Tabletten kosten nur wenige Cents. Druggisten verkaufen auch Flaschen mit 24 und 100 Tabletten.

Wenn der Name „Bayer" nicht auf Schachtel und Tablette steht, erhalten,

Magenleiden oder Bandwurm beseitigt

Viele Leute, die Magenschmerzen haben, haben einen Bandwurm und wissen es nicht. Ein garantiertes Mittel, das sich bei Beseitigung des Bandwurms und zur Linderung aller möglichen Magenleiden als bemerkenswert wirkungsvoll erwiesen hat, wird von der Milwaukee Medicine Co., Dept. B., F. C. Schoenherr, Mgr., 431—12. St., Milwaukee, Wis. auf freien Probeplan zugesandt, daß es jeden Bandwurm mit dem Kopf in weniger als einer Stunde ohne Schmerzen, Diät oder Gefahr beseitigt. Ebenso, daß es alle Arten von Magenleiden lindert, wenn nicht, soll es Sie nichts kosten.

NEW YORK HAMBURG

United American Lines (HARRIMAN LINE) Joint Service with

HAMBURG AMERICAN LINE

Regelmäßiger und direkter Passagierverkehr — von —

Hamburg — nach —

Canada nach New York

mit Luxusdampfern "RESOLUTE" "RELIANCE" "ALBERT BALLIN" "DEUTSCHLAND"

1., 2. und 3. Klasse führend, und den beliebten Dampfern „Mount Clay", „Cleveland", „Danzig", „Thüringia", „Westphalia", mit Kajüte und 3. Klasse. Vorzügliche Verpflegung, Bedienung und bequeme Unterkunft an Bord allen Reisenden zugesichert.

Nähere Auskunft bei autorisierten Agenten oder

J. G. KIMMEL

General Passenger Agent

656 Main St., Winnipeg, Can.

Painkiller (PERRY DAVIS)

Das große canadische Heilmittel

Nehmt es als eine Medizin — ein Teelöffel voll in einem Glas Wasser oder Milch bei Erkältung, Frostgefühl, Grippe, Krämpfen, Durchfall.

Reibt es ein als Ointment bei Verletzungen, Verrenkungen, Bissen und Stichen, Rheumatismus, erfrorenen Gliedern, Halsschmerzen.

Es lohnt sich immer

Painkiller (PERRY DAVIS)

im Hause zu behalten und auf Reisen mitzunehmen.

Preis 50c per Flasche, größere Flasche $1.00.

Hergestellt nur von

DAVIS & LAWRENCE MONTREAL, QUE.

Auch zu haben bei

Deutsches Buch- und Musikgeschäft

1708 Rose Str. Regina, Sask.

RHEUMATISMUS

Eine wunderbare Hausbehandlung von Einem, der daran litt

Im Jahre 1893 hatte ich einen Anfall von Muskel- und subakutem Rheumatismus. Ich litt wie nur diejenigen, die von dieser Krankheit befallen werden, wissen, für ganze drei Jahre. Ich versuchte ein Heilmittel nach dem andern, aber die Hilfe, die ich davon hatte, war nur zeitweilig. Schließlich fand ich eine Behandlung, die mich völlig kurierte und der bejammernswerte Zustand ist nie wieder gekehrt. Ich habe die Behandlung an einige Leute gegeben, die schrecklich litten und sogar ans Bett gefesselt waren. Einige von diesen waren 70 und 80 Jahre alt und der Erfolg war derselbe, wie in meinem Falle.

Ich wünsche, daß alle, die an Muskel- und an subaktutem Rheumatismus (Schwellende Glieder) leiden den großen Wert meiner verbesserten „Hausbehandlung" probieren und die wundervolle Heilkraft ausfinden. Man sende keinen Cent sondern schicke einfach Namen und Adresse ein und ich werde es frei zum Versuch senden. Nachdem Sie es gebraucht und ausgefunden haben, daß es das langgesuchte Mittel ist, um Sie von solcher Art Rheumatismus zu heilen, mögen Sie uns den Preis schicken, nämlich einen Dollar. Aber verstehen Sie wohl, ich will Ihr Geld nicht, wenn Sie es nicht mit vollkommener Zufriedenheit schicken. Ist das nicht anständig und gut? Warum wollen Sie noch länger leiden, wenn die Hilfe Ihnen so frei geboten wird? Zögern Sie nicht. Schreibe Sie noch heute.

MARK H. JACKSON

No 529K Durston Building

Syracuse, N.Y.

Herr Jackson ist dafür verantwortlich, das obige Aussagen wahr sind.